

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltz

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dort auch. Er streute ein flimmerndes Leuchten durch die Luft und rieselte durch das Laub der Bäume und punktierte den grünen Rasen mit Goldflecken. Man war mitten im Brieselang, dem letzten schönen Laubwald in der Umgebung der Hauptstadt, der noch vor einem halben Jahrtausend ein ungeheures Sumpf- und Bruchland gewesen war, in dem Bär, Wolf und Wildkatze gehaust. Aber von dem Getier war nichts geblieben als Rudel halbzahmer Rehe, die dicht an der Chaussee ihre Wesung suchten und mit neugierigem Blick zu den Fremden herüberäugten, und als der gefiederte Sängerkhor oben in den Zweigen, der ununterbrochen trillierte. Der Sumpf war zu Wald geworden, und aus den Eichenkronen trug der Wind rauschende Grüße herüber in die großen Luchs am Rhin und an der Havel, die ihren eigenartigen Bruchcharakter noch länger bewahrt hatten als der melancholische Brieselang.

Nach kurzer Rast bestieg man wieder die Räder. Jost und Eva Storm nahmen jetzt die Spitze. „Laßt sie,“ sagte Velten, „sie simpeln Fach.“ „Ja, das taten sie. Sie plauderten über die Wanderung der Buchdrucker zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und über die Beeinflussung der Illustrationskunst durch die Wechselbeziehungen der verschiedenen Druckerstätten, die von Lübeck nach Paris, von Augsburg nach Saragossa und von Foligno nach Mainz führten. Aber es war merkwürdig, daß auch bei ernsthafter Unterhaltung und selbst dann, wenn das Gespräch gelehrsam zu werden begann, dem jungen Mädchen so gar nichts Blaustrümpfliches anhaftete. Sie behielt den Plauderton bei, und nur ihr Auge wurde lebhafter; das helle Braun verdunkelte sich dann und die Pupille wurde strahlender. Sie sah in ihrem Nadelanzug fast knabenhaft aus; aber in den zierlichen Gliedern steckte eine erstaunliche Kraft.

Davon sprach Velten soeben zu Annemarie. „Ist sie nicht wie eine Puppe, diese kleine Eva?“ sagte er. „So zerbrechlich, als müsse man sich fürchten, sie anzufassen. Und dabei sind ihre Hanteln so schwer wie die meinen... ja, sie hantelt, diese Professorenmaid, und ich glaube sogar, in einem Ringkampf mit ihr würde ich es nicht leicht haben, mich zu verteidigen. Sehen Sie nur, Prinzessin, wie kräftig sie neben Ihrem Bruder daherstrampelt?“

Annemarie lachte. „Das ist ein Wunderkind. Ein Ausbund an Bissen und Muth und dabei eine kochierte Riesenjungfrau. Auf diesen Ausdruck tue ich mir etwas zu gut. Aber sie ist ein nettes Mädel. Ich beneide sie. Wer es so haben kann wie sie! Das wächst nur in der Freiheit auf — und unersättlich steckst ewig im eisernen Kitzel! Ach, Velten, es ist ein plötzliches Dasein! Ich war nie im Leben unzufrieden — auch nicht bei der Dickmilch der Madame und

mit meinen beriesterten Stiefeln — aber jetzt bin ich es. Ich fühle mich nicht wohl als Hofdame Ihrer Hoheit... was übrigens ganz allein an mir liegt, und nicht an der Hoheit.“

„Weshalb wurden Sie es?“

„Weil Onkel Herrfurth es so wollte. Ich sollte in die Dressur kommen. Er meint auch, so bekäme ich vielleicht noch einen Mann. Er hat mir ein Nadelgeld ausgesetzt, damit ich köstliche Toiletten machen kann. Er meint es schrecklich gut. Aber ich bin ein Freiheitstierchen, und auf dem Hofparkett verliere ich mein seelisches Gleichgewicht. Ich verliere auch meine Harmlosigkeit, ich merke es selbst. Ich werde spöttisch, ich werde schon ganz altjüngferlich und bin noch nicht einmal Zwanzig. Ich möchte einmal wieder hinten ausschlagen — das würde mir wohl tun...“

Velten antwortete nicht. Die arme Kleine tat ihm leid. Sie paßte wirklich nicht in die höfische Atmosphäre — aber wo sollte man sie hinbringen und wie ihr eine geeignete Stellung schaffen? —

„Stehen Sie mit Ihrer Schwägerin, der Frau Fürstin, auf gutem Fuß?“ fragte er.

Sie bejahte. „Hören Sie, Velten,“ fuhr sie fort, „die Lilian haben wir allesamt falsch beurteilt. Ich habe sie sehr lieb gewonnen. Sie hat mir auch angeboten, ich solle zu ihr nach Götterneg kommen, wenn es mir bei der Prinzessin Irene nicht mehr gefalle. Am liebsten möchte ich ja; ich habe eine brennende Sehnsucht nach Hause. Aber erstens graule ich mich vor den Vorwürfen Onkel Herrfurths und zweitens vor meinem eigenen Herrn Bruder. Volko hat sich wenig zu seinem Vorteil verändert...“

Sie erzählte mancherlei von ihm. Er habe sein Abschiedsgesuch in so ungehöriger Form abgefaßt, daß der kaiserliche Herr entrüstet darüber gewesen sei und Volko auch das Tragen der Regimentsuniform verweigert habe, das sonst immer den in Ehren aus dem Dienst entlassenen Offizieren gewährt wird. Es sei ganz seltsam, wie sehr sich die unliebswürdigen Seiten im Wesen des Bruders verstärkt hätten. Er sei launisch geworden, reizbar und jähzornig — auch seiner Frau gegenüber, deren eheliches Glück keineswegs zu beneiden sei...“

Mitten im Plaudern unterbrach sie sich und zeigte nach dem Himmel. „Ein Gewitter, Velten!...“ Von Westen herauf rückte eine graugelbe Wolkenwand. Die Natur war stiller geworden; träge hing das Laub der Bäume, der Gesang der Vögel verstummte. Der aufsteigende Chausseestaub nahm trichternde Formen an.

„Ein Wetter, Velten!“ rief nun auch Jost und hemmte den Lauf seines Rades, um dem Freund an die Seite zu kommen. Velten zeigte eine bedenkliche Miene. Der Stahl der Räder zieht den Bliß an; auch konnte ein tüchtigod Regenguß insonderheit für die Damen allerhand Unbequemlichkeiten im Gefolge haben. Der Reifemarschall zog seine Routenkarte aus der Tasche und suchte nach dem nächsten Unterschlupf. „Wenn wir etwas auszulegen versuchen.“ sagte

er, „Können wir einer halben Stunde am Forsthause sein und dort das Gewitter abwarten.“

„Al! Heil!“ schrie Annemarie, „also vorwärts!“ „Sie bog den Oberkörper vornüber und ihre Sohlen traten stärker die Beale. Sie flog allen voran. Ihr Rock flatterte, ihr Gesicht färbte sich dunkler; man sah an den geschmeidigen Knöcheln, wie ihre Muskeln arbeiteten. Eva war die erste, die sie einholte. „Hallo, Durchlaucht,“ rief sie, „wer siegt?“ Annemarie ärgerte sich, sie raffte ihre ganze Kraft zusammen. Aber die andre war ihr doch überlegen. Eva saulte wie eine lustige Windsbraut über die Chaussee. Die Speichen ihres Rads erschienen im drehenden Wirbel wie leuchtende Kugeln. Auf dem schnurgerad sich durch den Wald ziehenden Weg verkleinerte sich ihre Erscheinung zuehends. Als die übrige Gesellschaft unter dem ersten Rollen des Donners am Forsthause eintraf, stand sie schon vor der Tür und begrüßte die übrigen.

Mit der Försterei war eine Gastwirtschaft verbunden. Aber der Wirt mußte der kleinen Gesellschaft ein Zimmer seiner Privatwohnung anweisen, da die beiden Gasträume bereits besetzt waren. Man hörte hinter der Tür Stimmengewirr, Klirren von Gläsern und lautes Lachen, dazwischen ein paar Töne eines versimmten Orchesters, die heiser aufschwirrten und wieder verstummten.

„Wohl eine Landpartie?“ fragte Jost den in Jägergrün gekleideten behäbigen Wirt.

Der Mann schmunzelte verschmüht.

„Bornehme Leute,“ antwortete er, „ich glaube, Offiziere in Zivil mit ihren Damen. Sie sind zu Wagen und zu Pferde gekommen und haben ein Frühstück befohlen und gleich acht Flaschen Champagner kalt stellen lassen.“

„Das merkt man,“ entgegnete Jost lachend. „Belten, wir sind bescheidener. Meine Damen, was dürfen wir Ihnen vorsehen lassen? Der Sekt ist ausgegangen, aber ich höre im Stall eine Kuh blöken, und auch der Brunnen fließt.“

„Ich habe vorzüglichen Bordeaux im Keller,“ sagte der Wirt.

Die Damen dankten, und Jost bestellte eine Flasche St. Julien, die ungenießbar war. In dem kleinen Zimmer, das durch den bezogenen Himmel wie mit Abenddämmer erfüllt war, umdrängten die Sechsz die Fenster, um das Wetter zu beobachten. Es schien nicht heraufzukommen. Die Wolkenswand blieb jenseits des Waldes und in ihr spielten die Blitze. Der Donner war nur schwach, aber der Wind wachte auf. Ueber die Chaussee flog der Staub in gewundenen Tuben.

Annemarie war es zu schwül im Zimmer. Sie huschte hinaus auf den Hof. Da waren ein paar Reitknechte in roten Jacken damit beschäftigt, einen sehr eleganten offenen Landauer in die Remise zu schieben, um den vergrauten Ueberzug der Polster vor dem Regen zu schützen. Rechts an den Wirtschaftshof stieß ein sauber gehaltenes kleines Gärtchen, in dem die Georginen blühten, die eine große schwarze, auf einen Stahl gesteckte Glasugel in Rosettenform umgaben.

Die Prinzessin schaute zum Himmel auf. Noch regnete es nicht. Sie sprang die drei Steintrufen hinab, die zur Haustür führten, und trat in das Gärtchen. Der Emailleglanz der Glasugel spiegelte ihr Gesicht in breit gezerrten Umrissen wider. Sie lachte darüber — und dann fuhr sie erschreckt zusammen.

Von hinterrücks legten sich zwei Hände über ihre Augen, und eine verhellte Stimme fragte: „Wer bin ich, kleine Niece?“

In der Stimme hätte Annemarie den Fragenden kaum erkannt, wohl aber fiel ihr der Name Niece auf.

„Ein ungezogener Mensch,“ antwortete sie und schüttelte die Hände von sich und wandte sich um. Fürst Nikolaus Bura-eddin stand vor ihr, der Bruder des Fürsten Zasil, des Schwiegersohns Herzogs Rübezah.

„A — Kola,“ sagte Annemarie, „wo kommst du denn her?“

„Frage dasselbe, kleine Niece,“ erwiderte der Russe in seinem scharf akzentuierten und nicht immer fehlerfreien Deutsch. „Wie kommt die Niece hier mitten in den Wald?“

„Du sollst mich nicht immer Niece nennen, Kola — ich verbitte mir das,“ fuhr Annemarie in plötzlichem Aerger auf. „Ich heiße Annemarie — Niece ist ein Name für Kellnerinnen.“

„D nein,“ sagte Kola und ließ seine wundervollen Samtaugen verliebt schimmern, „ich kenne eine Niece, die war keine Kellnerin, sondern eine österreichische Gräfin und hatte eine außergewöhnlich weiße Haut und den schönsten Busen der Welt.“

Annemarie starrte ganz entsetzt in das Gesicht des jüngeren Diplomaten. Jetzt fiel ihr erst auf, daß Kolas Wangen eigentümlich gerötet waren — und plötzlich spürte sie auch den Weindunst, der ihr entgegenwehte. Sie ärgerte sich, daß ein leichtes Furchtgefühl sie überschlich, trat aber doch einen Schritt zurück und runzelte die Brauen.

„Kola — da drüben steht ein Brunnen. Halte deinen Kopf unter das Wasser, damit du klarer siehst, wen du vor dir hast. Du hast zu stark pofuliert, mein Lieber.“

Sie wollte gehen. Aber Kola vertrat ihr den Weg. Er war im Reittostüm; trug eine knappe Joppe, eisengraue Beinkleider und Ledergamaschen; die Fuchtel hing an dem Joppengurt. Er nickte.

„Es ist richtig, Mikuschka,“ sagte er; „ich habe getrunken. Wir sind in lustiger Gesellschaft. Auch Damen dabei. Aber das ist nichts für ein Prinzessell vom Lande. Prinzessell, ich weiß immer noch nicht, wie du hierher kommst?“

„Wir haben eine Kadour gemacht.“

„Ei, ei — schickt sich das?“ Er erhob drohend den Zeigefinger.

„Du wirst mich lehren, was schicklich ist! Geh zu deinen — Damen!“

Er stand vor der Gartentür und versperrte ihr den Ausgang.

„Na?“ fragte sie in drohendem Tone; „beliebt es dir vielleicht, mich durchzulassen?“

„Rein,“ sagte er kopfschüttelnd, „noch nicht. Niece, was bist du hübsch geworden! Und was hast du für goldiges Haar!“

Er streckte die Rechte aus, um das blonde Gelock zu berühren, das zwischen dem Hut und der Ohrmuschel hervorquoll. Aber sie gab ihm einen leichten Schlag auf die fürwichtige Hand. „Es war eine Wespe,“ rief sie dabei; „hüte dich, Kola — hier gibt es noch mehr Wespen!“

Kola sah sich um. Dann umschlang er plötzlich Annemarie — so rasch, so fest und so unvermuthet, daß sie sich gar nicht zur Wehr setzen konnte. Er beugte ihren Kopf ein wenig zurück und gab ihr einen langen heißen Kuß auf den Mund. . . . Es war Annemarie in diesem Augenblick, als schwänden ihr die Sinne. Wer sie umschlang und wer sie küßte, das wußte sie nicht. Der Weindunst wurde zu einem lauen Frühlingsodem, der Rosendust auf seinen Schwingen trug. Ein Wonneshauer durchströmte sie, ein Gefühl grenzenloser Seligkeit, das sie in unbekannte Weiten trug. Es klang und sang um sie, es war wie ein rauschender Strom und auch wie Harfenschlag. Es war ein wunderbares Vergessen und Versinken — aber nur ein Augenblick war es. . . .

Mit leisem Auflachen ließ Kola sie los. Annemarie zuckte zusammen, fuhr mit der Hand nach der Stirn — und dann stutete tief die Röthe der Scham über ihr Antlitz. Und einen Moment später wurde sie sahlblau, und der Born blühte in ihren Augen. Ihre Hände ballten sich, und sie hob auch die Faust. Aber die Faust schlug nicht, sondern die flache Hand. Sie gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Es klatschte und schallte. Dann sprang Annemarie ein paar Schritte zurück und stellte sich in Kampfspositur: fest auf die Beine, die Ellenbogen in die Seiten gedrückt, alle Muskeln gespannt. Sie erwartete, er würde sich auf sie stürzen, sie schlagen und würgen, sie umbringen. Aber es geschah nicht. Es weiterte rasch über sein Gesicht, etwas Kätselhaftes: lodernde Wut oder groteske Lustigkeit — ein seltsam zwiefältiger Ausdruck. Dann lächelte er sanft und liebenswürdig und sagte: „Süße kleine Kanaille, ich liebe dich. Und weil ich dich liebe, wirst du den Schlag büßen müssen. Du sollst täglich die Stelle küssen, da er hintraf — stündlich sollst du sie küssen.“

Jetzt knirschten wieder seine Raubtierzähne aufeinander, doch immer noch lächelte er. Er wollte weiter sprechen, aber es rief jemand von der Haustür aus. „Kola,“ rief eine lustige Herrenstimme in französischer Sprache, „wo stecken Sie denn? Mensch, das ist zum Tötlachen — das müssen Sie sehen! Die Marietta tanzt einen Fandango mitten auf dem Speisetisch!“

„Tritt beiseite,“ herrschte Kola halblaut Annemarie an, — die Bande braucht dich nicht zu sehen! . . .“

Erschrocken sprang die kleine Prinzessin hinter den Tagus der Garteneinfassung — und Kola ging. Er schaute sich nicht mehr um, aber Annemarie, die schaute ihm nach, dem sie das entehrende Zeichen auf die Wange gebrannt hatte — mit großen warmen Augen, in denen ihr Herz lag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau des Italieners.

Skizze von Martin Proßlauer
(Nachdruck verboten.)

Die Einwohner des kleinen schlesischen Städtchens hatten sich längst an das seltsame Schild gewöhnt, das über dem Grünkrampfen an der Ecke des Marktplatzes hing; und nur die wenigen Fremden, deren Blick zufällig darauf fiel, mochten sich verwundern. Denn da stand:

„Obst- und Südfrucht-handlung von Ercole Morrosini aus Ravenna.“

Über der tönende Borne „Ercole“ und die historische Stadt „Ravenna“ waren mit einem kräftigen Farbstrich durchstrichen — gleichsam unglücklich gemacht — und darüber stand etwas anderes, so daß die richtige Inschrift nun hieß:

„Obst- und Südfrucht-handlung von Emma Morrosini geborene Kirsch.“

Und jeder Einwohner kannte die ziemlich banale Geschichte, die mit dieser Schild-Uebermalung zusammenhing.

Vor vielleicht 25 Jahren war Emma Kirsch noch Hausfrau bei dem ortsanfässigen Kaufmann und Eisenwarenhändler Meyer und hatte schon verschiedene Heiratsanträge abgelehnt, die sowohl ihrer frischen kräftig-derben Erscheinung wie ihrem Sparfassenbuch galten.

Da kam an einem warmen Sommerabend die „große Leidenschaft“ über Emma Kirsch.

Drei wandernde Musikanten, ziemlich zerlumpte südländisch aussehende Kerle, zogen bettelnd und musizierend durch das Städtchen und machten auch vor dem Haus des Kaufmanns Meyer halt. Der eine spielte Geige, der andere Ziehharmonika; und der dritte hatte einen Kasten umgehängt, in dem ein kleiner, giftgrüner Papagei vor einem Paß gelber, blauer und roter Briefe saß. Dieser Dritte hatte das Amt des Einsammelns; er ging, während die beiden andern mit einer handwerksmäßigen Feurigkeit ihre italienischen Lieder spielten, unter den Zuhörern umher, hielt seinen verbogenen Saumhut hin und sah mit seinen dunklen, gleichfalls etwas handwerksmäßig feurig glühenden Augen die Weiber schnuckelvoll an. Und wer ihm statt eines Pfennigs einen Zehner spendierte, dem überreichte der Papagei, durch ein Klopfen an seinen Kasten ermuntert, einen der gelben, blauen oder roten „Glücksbriefe“.

So trat der schnuckelvolle Bettelmusikant auch vor Emma Kirsch, die in derber rotbärdiger Gesundheit strahlend in der Haustür stand und der Musik zuhörte. Emma Kirsch schenkte einen Zehner, der Papagei hopfte von seiner Stange und überreichte ihr einen roten Brief, den sie mit einem verlegenen Lachen sofort öffnete. Und unter dem Gesäusel der befreundeten Mädchen aus den Nachbarhäusern zog sie eine Photographie heraus — eigentlich nur den schlechten Druck-Abklatsch einer Photographie — auf der ein schwarzhaariger Jüngling mit gewirbeltem Schnurrbart und kugelrunden Augen abgebildet war. Der Italiener lächelte Emma Kirsch an, wobei er sich seiner funkelnden Augen, roten Lippen und weißen Zähne wohl bewußt war, tippte mit dem Finger auf das Bild und sagte:

„Ihre Sakunigte, mein Freilein! Ihre S'ab!“ —

Emma Kirsch hob die Augen und sah in die des Italieners. Bis hinter die Ohren errötend, verschwand sie im Hause des Kaufmanns Meyer. Aber der herrlich schöne Italiener ging ihr nicht aus dem Sinn, und als gar spät nachts noch auf dem Marktplatz eine Geige zu singen anhub und sie von ihrem Dachbodenfenster aus den Italiener stehen sah, merkte sie tief beglückt, daß man ihr ein Ständchen brachte, zog sich leise an und schlich über die knarrende Holzstiege zu ihm hinunter.

Zwei Tage blieben die Musikanten am Ort, dann zogen sie weiter, aber nur zu zweien. Der dritte hatte den Papagei mit den Glücksbriefen abgegeben, blieb am Ort und tat hier und da Handlangerdienste.

Und abends hand er sich einen roten Schlibz um und spazierte mit der glückstrahlenden Emma um den Marktplatz, wie auch die ortsanfässigen Verliebten und Verlobten taten.

Ein Vierteljahr später kündigte Emma Kirsch beim Eisenwarenhändler Meyer, hob ihr Sparfassenbuch ab und veränderte ihren Namen, indem sie durch Heirat die Ehefrau des Ercole Morrosini aus Ravenna wurde.

Ercole Morrosini selbst hatte unter Emmas sorgender Hand ein reputierliches Aussehen gewonnen, wusch sich, band sich sogar einen sauberen Kragen um, wenn es Sonntag war, und gründete mit Emmas Sparfassenbuch den Obst- und Gemüseladen am Markt. Buerst ging das Geschäft, wie das in solchen Fällen üblich ist, ganz gut. Ercole Morrosini schrieb in seine südländische Heimat, wo er allerlei befreundete und verwandte Obsthändler haben mochte, und erhielt von ihnen Früchte, wie frische Feigen, frühe Orangen und dergleichen, die der Auslage des Ladens der kleinen schlesischen Stadt ein sonderbar lukullisch-äppiges Aussehen gaben und auch von den besseren Leuten gern gekauft wurden.

Aber bald wurde dem unruhigen Geist des Ercole Morrosini das drabe bürgerliche Leben langweilig. Der nächstern arbeitsame Ordnungssinn seiner Ehefrau, der bald wieder hinter der romantischen Verliebtheit vorkam, paßte ihm wenig. Er fing an,

liederlich zu werden, blieb nachts aus, hatte allerlei Abenteuer und Händel und wurde ein Ehemann, wie er weder in einen Obfladen noch in eine schleifische Kleinstadt paßte.

So ging es etwa zwei Jahre lang. Da erschien wieder einmal eine wandernde Musikantenbande, mit der sich Ercole in der Sprache seiner Heimat sofort begeistert schreien unterhielt. Und am nächsten Morgen fehlte der Stadt ein wenig zuverlässiger Bürger und der Frau Emma ihr Ehemann — mitsamt der Labentasse und dem Ersparnissen aus dem Ruhbaumschrank in der guten Stube hinter dem Laden.

Nun zeigte sich wieder der nüchtern praktische Sinn der ehemaligen Emma Kirsch. Sie heulte sich gründlich aus, erholte sich wieder, schimpfte auf den „Lumpen“, gab den Nachbarn Recht, die „sowas schon längst hatten kommen sehen“, und brachte ungefähr sechs Monate später einen dicken gefunden Jungen zur Welt, der — wie als Gegengift gegen den romantischen Vater — den Vornamen August erhielt.

Im übrigen führte sie das Geschäft mit Fleiß und Arbeit weiter, nur ließ sie vom Malermeister die schon zu Anfang erwähnte Schädeländerung vornehmen. Die Einleitung einer rechtlich gültigen Scheidung lehnte sie, dem Rat der Nachbarn entgegen, ab, da der „Lump“ die Kosten nicht wert sei und sich ja doch nicht wieder sehen lassen könnte, häßte und würde.

Auch ihr Sohn August, der mit schwarzen Haaren, blauen Augen und roten Bausbacken den Typ seiner Eltern sonderbar lustig vermischte zeigte, erfuhr nur, daß sein Vater leider ein Lump gewesen sei, besuchte die Volksschule und würde schließlich ein braver stammer Lehrling im Eisenwaren-Geschäft des Kaufmanns Meyer, wo Frau Emma früher Wirtschafterin gewesen war.

So vergingen die Jahre. August Morrosini wurde „junger Mann“ im Meierschen Eisenwarengeschäft und seine Mutter eine dicke behaglich rotwangige Frau, die den romantischen Traum ihrer Ehe und sein häusliches Ende nur noch wie ein unwirkliches fernes Geschehen empfand, an das man sich mit Mühe erinnert. Eigentlich war es beiden, als ob ihr Vater und Gatte längst tot sei. Man dachte seiner nicht mehr mit Schimpfwörtern, man dachte überhaupt nicht mehr an ihn. Und nur der Name „Morrosini“ leuchtete wie eine fremdartige Blume über das holprige Steinpflaster des Marktplatzes.

Da begann das ungeheure Weltereignis, das wir bereits unter dem eigentlich armseligen, nichtsagenden Stichwort „Weltkrieg“ in die Fächer unseres Begriffsvermögens eingestellt haben.

Auch in dieser kleinen Stadt spiegelte es sich wie überall im Lande wieder. Ein Lazarett entstand, Feldgräben kamen und gingen, aus dicken Bürgern wurde über Nacht rote durch Vermummung daherkämpfende Soldaten; und auf dem Sandplatz vor der Stadt übten die Rekruten des rasch hierher verlegten Infanterie-Ersatz-Bataillons, unter denen auch August Morrosini war.

Frau Emma stridte im Bürgerverein eifrig Liebesgaben, Soden und Leibwärmer und gab außerdem eine Menge Obst aus ihrem Laden an das Ortslazarett, ohne Bezahlung dafür anzunehmen.

So kamen die Tage des Jahres 1915, in denen der Staat Italien es für richtig hielt, den früheren Bundesgenossen als Feind gegenüberzutreten. Schon lange hatten sich gedruckte Artikel darüber in der Zeitung gehalten, die Frau Emma immer mit größerem Interesse als das andere gelesen hatte; denn der Schwaff bedäunender Phrasen, dieses unnütze Spiel mit Ehre, Nationalgefühl und glühenden Empfindungen in einer dem gesunden Menschenverstand nüchtern und klar erscheinenden Sache, diese dramatisch betauernden, nur das Mißtrauen wachenden Reden italienischer Minister ermunterten sie an den verflochtenen Ercole Morrosini, der auch, wenn er sochlich am meisten in der Klemme saß, von feurigen Worten übersaust wurde.

Und es war, als ob diese Erinnerung magische Kraft gehabt hätte.

Denn eines Abends stand in dem leeren Laden, gerade als Frau Emma zusperrten wollte, ein ältlicher, zerkaut und verlumpt aussehender Mann mit wirrem grauschwarzem Haar und flackernden dunklen Augen. Es war Ercole Morrosini, der unvermutet bei seiner Ehefrau wieder auftauchte.

Frau Emma erkannte ihn sofort, stand ganz ruhig auf und strich sich die Schürze glatt.

„Na, was soll's?“ fragte sie.

„Emma!“ rief der alte Landstreicher und versuchte, mit dem glühenden Blick früherer Jahre die Augen seines Gegenübers einzufangen. Frau Emma schüttelte den Kopf.

„Ich hab' mit dir nicht mehr zu schaffen.“ sagte sie langsam. „Ich mag of gar nich mit dir reden. Was früher war, das is' nich mehr. Meine Schuld is es nich, aber an deiner Stelle, da tät ich mich ins Herze 'nein schämen, daß ich mich überhaupt noch amal sehen ließe!“ —

Ercole stotterte etwas zusammen. Er war aus der Fassung gebracht, denn er hatte sich jetzt, da ihm das schnellflüchtige Gedächtnis der Landstraße allerlei Böses seiner südländischen Heimat angetragen hatte, die Rückkehr voller Neue so schön bewies als Rettungsplan gedacht. Wer der alte kalte gleichgültige Ton bewährte ihn mehr, als es Schimpfworte getan hätten.

Frau Emma zeigte auf die Tür.

„Da is der Weg für dich,“ sagte sie. „Wenn ein Mensch mir was Böses angetan hat, dann bist du's gewesen. Wer es is' scham lange her. Ich denk' manchmal, s' is gar nich mehr wahr. Es tut mich mal mehr weh. Ich hab' geglaubt, du bist weg und vielleicht schon lange tot!“

Der Landstreicher, in dem noch der Aberglaube seiner Heimat leben mochte, zuckte zusammen, als ob er widerprechen wollte. Aber die ruhige Stimme zwang ihn zum Schweigen.

„Stille biste! Hier is mein Laden, un' hier reb' ich. Aber nich' mit dir.“

Sie griff in die Schublade hinter dem Tisch und lachte kurz auf:

„Die Schublade kennste noch — was? Die haste damals leer gemacht und mein Herz auch. Aber es is nicht leer geblieben. Hier aus der Kasse — da tu ich dir jetzt einen Taler geben, das is alles, was ich noch für dich übrig hab'. Aber eine Bedingung — das de glei' gehst — uff der Stelle! Sonst gib' ich dir den Taler auch nich'!“

Der alte Ercole sah in diesem Augenblick erbärmlich zusammengefallen aus. Er senkte den Kopf, blickte verlegen um sich und nahm das Geldstück vom Tisch. Und im stimmenden Licht des Sommerabends schlich er über die Steinstufen zur Tür hinaus und verschwand ohne Wort und Gruß draußen auf dem Marktplatz.

Frau Emma vergaß, daß sie hatte abschließen wollen, setzte sich auf einen umgestülpten Obstkorb und legte die Hände vor das Gesicht.

Da schraf sie auf. Draußen stampfte ein nägeklirrender Schritt auf den Steinen, und ein breitschultriger derber Infanterist kam in den Laden.

„N'Wend ol, Mutter,“ rief er fröhlich der aufstehenden Frau zu, „weichte was? Die Leute sprochen, mit Italien gibts auch noch Krieg!“

Frau Emma umfaßt die kräftige Gestalt mit ihren Armen.

„Ich hab mir'sch glei' gedacht, August,“ sagte sie langsam, „und du — August — wenn's halt so is und du kannst dich melden — daß du dahin kommst — ich meine als Freiwilliger oder so — mir is' es recht, August!“

Vermischtes.

* Berliner Wig im Kriege. Es war 1870 vor Le Bourget. Das Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment hatte neue, blutige Lorbeeren errungen. Die 12. Kompanie unter Premierleutnant v. Brodowski hatte die Barricade der Wachtstuchfabrik erstürmt, jedes Haus, jedes Gehöft mühe einzeln genommen werden. Gegen Mittag war man unter schweren Verlusten mit allen bis auf ein Gehöft fertig. Endlich ergab sich auch dieses. Um weiteres unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, ließ der Divisionskommandeur „Gewehr in Ruh“ blasen. Alles nahm Gewehr bei Fuß; dem Siegesjubel hatten Abspannung und Behmut um die gefallen und verwundeten Kameraden Platz gemacht. Da rief Grenadier Bengel, ein echter Berliner: „Paßt uff; jeht kommt gleich: „Das Ganze sammeln“ und dann: „Die Herren Offiziere zur Kritik!“ Natürlich verschleuchte ein heiteres Lachen sofort die wehmütige Stimmung.

* Der Juwelenraub im Nermellanal. Mit den zahlreichen Schiffen, die seit Kriegsausbruch im Nermellanal zugrunde gingen und nun auf dem Boden des Meeres liegen, verschwanden auch hohe Werte an Materialien, barem Gelde und Juwelen, die diese Schiffe bargen. Und mehr als ein hoffnungsfroher Phantast mag sich schon mit dem Gedanken getragen haben, wie schön es doch wäre, wenn man in der Nordsee eingeführt nach Kostbarkeiten herumfischen könnte. Ein wahrer schwimmender Schatz fiel nach den Meldungen französischer Blätter zwei Schiffen in die Hände, die in der Nähe der englischen Küste ein schwimmendes Kästchen aus dem Meere zogen, das nicht weniger als 66 wertvolle Diamanten enthielt. Doch die Freude der glücklichen Finder war ebenso groß wie kurz: das Kästchen mitsamt seinem Inhalt wurde ihnen nämlich sofort an Land von dem Hafenkommissär abgenommen, der es unternehmen will, nach den rechtmäßigen Eigentümern zu forschen.

Blätterisch.

— Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Fritz Burger, München. Mit zirka 6000 Abbildungen. In Lieferungen im Abonnement à M. 1,50, außer Abonnement M. 2.—. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neudabelsberg). Lieferung 24. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst. Heft 10. Wer die Lieferungen dieser neuen Kunstgeschichte ansehen hat, wird stets überrascht gewesen sein von ihrer hohen Vollenbung. Sie verschaffen jedem Verehrer der Kunst viele schöne Stunden stillen Genießens, da Text und Abbildungen sich zu einer harmonischen Einheit aufbauen. Das Werk hat den Ruhm, die erste moderne Kunstgeschichte zu sein, bearbeitet von den ersten Vertretern der Wissenschaft, fußend auf den neuesten Ergebnissen der kunstgeschichtlichen Forschung. Mit Liebe und einem seltenen Vermögen der Einfühlung behandelt jeder Verfasser sein Gebiet in

gemeinverständlicher und geistvoller Weise, so daß der Leser auf jeder Seite neue Anregungen erhält. Das wichtigste aber an einer Kunstgeschichte, die Abbildungen, sind in verschwenderischer Fülle auf allen Seiten zu finden. Ihre feinsinnige Auswahl, wobei vielfach neue, bisher unbekannte Objekte berücksichtigt sind, ist schon an sich eine künstlerische Tat zu nennen. Diese Tausende von Bildern sind gut gedruckt, ihre vollendete Reproduktion ist ein Triumph deutscher graphischer Technik; ein Teil der wichtigsten Originale ist in großen Vierfarbendrucken wiedergegeben. In der vorliegenden Lieferung führt Professor Wulff seine Geschichte der prunkvollen byzantinischen Kunst ein gutes Stück weiter.

— Gegen Frankreich und Albion. 2. Halbband: Von der Marne-Schlacht bis zum Fall Antwerpens. Von Anton Fendrich. Preis geheftet M. 1.—. Aus der Sammlung „Stuttgarter Kriegsbücher“. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung. — Von der Schlacht an der Marne in den Septembertagen 1914 und dem Rückzug der deutschen Armee von dort hat es bis heute noch keine auf authentische Berichte und neueste Quellen gestützte Schilderung gegeben. Anton Fendrich hat es jetzt unternommen, darüber einen ausführlichen Aufsatz in dem soeben erschienenen 2. Halbbändchen der Sammlung „Gegen Frankreich und Albion“ zu veröffentlichen. Von Wichtigkeit und geschichtlicher Bedeutung sind die Gründe, die damals die Armeen Klud, Bülow, v. Pausen usw. zum Rückzug zwangen. Fendrich schreibt darüber: „Erst als der deutsche Rückzug vollendet war, zeigte es sich, warum dieser nötig gewesen war. Es erwies sich, daß das russische Heer auch durch die Niesenschlacht bei Tannenberg nur an einer leichten Stelle getroffen war. Neue Kolonnen wälzten sich sofort nach der Flucht Krennankampfs vor Pindenburg gegen Schlefien und brachen in Galizien immer tiefer ein. Es sah dort nicht aus, als ob die Oesterreicher allein des Feindes Herr werden könnten. Von der italienisch-französischen Grenze kam die Nachricht, daß die Franzosen ihre Truppen dort wegnahmen. Italien ging schon auf den Wegen des Verrats. Was aber auch sonst noch erst nach Friedensschluß bekannt werden mag über die Gründe zum Rückzugsbefehl, das kann nichts ändern an der Tatsache, daß der Rückzug aus der Schlacht an der Marne ein geniales, strategisches Manöver größten Stils und der Sieg der Franzosen ein erst in allerlehter Stunde staunend entdeckter war. Dem „großen Sieg an der Marne“ fehlt vor allem das Wesentliche eines wirklich großen Sieges, die überwältigende Zahl unverwundeter Gefangener. Der Jubel der Feinde konnte nur angehen werden als die Freude über das nicht mehr erwartete Aufatmenkönnen. Und wenn vom anderen durch diesen Rückzug das Geseh des Handelns vorgeschrieben wurde, das beweist der nun bald zweijährige folgende Stellungskrieg aus einer fast unveränderten Front.“

— Jean Paul: Leben des vernünftigen Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal, mit Bildern nach Steinzeichnungen von Balo von May. Nr. 21 der „Weltliteratur“, die jeden Samstag zum Preise von 10 Pfg. einen der besten Romane oder Novellen der Weltliteratur herausgibt.

— Band Nr. 1063 von Kürschners Bücherzweig: Schmettlinge auf See. Roman von Luise Westkirch. 110 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfennig. — Hermann Billger Verlag, Berlin W-9, Potsdamer Straße 124/125.

Kreuz- und Quer-Rätsel.

1	2
3	4

Die Ersten und Zweiten, ein weiter Raum,
Enthalten die Ersten und Dritten in Massen;
Zwar wohnlich ist solch' ein Gebäude wohl kaum,
Doch nützlich, um nichts verderben zu lassen.
Die Zweiten nebst Dritten bezeichnen dir
Einen deutschen Dichter im Feisergewande,
Und unschwer baust du aus zwei und vier
Ein Städtchen im schönen Harzlande.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

Du findest in dir Ruhe nicht,
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
So lang von deiner Schuld Gewicht
Du willst ein Teil auf andre laden,
Nicht, wenn du das, was dich gelenkt,
Von dem, was du getan hast, trennst.
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
Wenn du zur ganzen dich bekennt. Penau.

Auflösung des Telegraphen-Rätsels in voriger Nummer:

Freut euch des Lebers,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Blüdet die Rose,
Oh' sie verblüht! Usterl.